



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

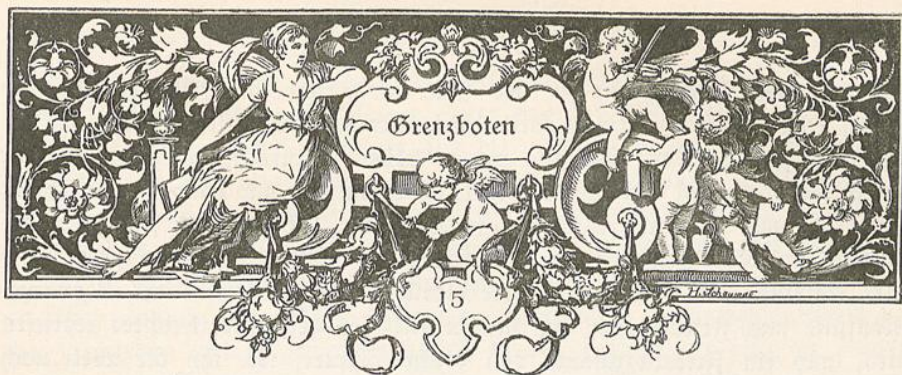
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Nationalität und Kultur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Nationalität und Kultur

Von Otto Kaemmel



Als Napoleon der Dritte das Nationalitätsprinzip proklamierte, den Grundsatz, daß jede Nation das Recht auf eigne politische Existenz habe, daß also zerspaltene Völker sich einigen, von Fremden unterjochte Völker sich befreien müßten, da erfand er nichts Neues, sondern er gab nur dem, was längst in den Völkern Europas bewußt oder unbewußt lebte, einen scharfen, knappen Ausdruck und zog sich selbst die Richtschnur seiner auswärtigen Politik, im Widerspruch freilich mit der Selbstgefälligkeit und Eitelkeit, ja mit der ganzen Tradition des von ihm beherrschten Volks. So hat er der Einheit Italiens nur die Bahn gebrochen, sie aber nicht geschaffen, und als er der aufsteigenden deutschen Einheit in den Weg treten mußte, ging er zu Grunde. Im Zeichen der Nationalitätsidee steht seitdem alle Welt. In diesem Zeichen haben die Völker der Balkanhalbinsel das türkische Joch abgeworfen, unter diesem Banner sechten die Polen, wenn sie der deutschen Kultur widerstreben und noch immer singen: „Noch ist Polen nicht verloren,“ die Tschechen, wenn sie in Böhmen ihrer Sprache die Gleichberechtigung mit dem Deutschen erringen wollen, die Italiener Südtirols, wenn sie nach der „Autonomie“ dieses Landesteils streben, die tapfern Sachsen in Siebenbürgen, wenn sie der Magyarisierung widerstehn. Aber die Fahne der Nationalität muß auch Bestrebungen decken, die andern Völkern ihre Nationalität verkümmern wollen, um die eigne zur Alleinherrschaft zu bringen: die magyarische Politik, die allen Völkern in den weiten Ländern der Stephanskrone die isolierte Sprache dieses finnisch-ugrischen Stammes aufzwingen möchte, wie die russische, die Deutsche, Polen, Finnländer zu Gliedern der „großen russischen Familie“ zu machen strebt. National nennt sich schließlich eine Richtung, die alle fremden Bildungselemente möglichst ausstoßen möchte. Wird auch hier das tiefsinnige Wort des Goethischen Faust wahr:

Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel bist!

Ein seltsamer Widerspruch in der That in unsrer an Widersprüchen so reichen Zeit! Auf der einen Seite diese Absonderungsbestrebungen, die die Schranken zwischen den Völkern immer höher auftürmen möchten, auf der andern der wachsende Verkehr, der keine Entfernungen und keine Grenzen mehr kennt, der uns in einer Nacht durch das ganze Gebiet einer selbstbewußten Völkerschaft trägt, ohne daß wir es merken, der auch die geistigen Erzeugnisse aller Nationen zum Gemeingut ihrer Gebildeten macht. Hier das allgemeine Bedürfnis nach Frieden, der von den meisten als der Güter höchstes gepriesen wird, und ein Friedenszustand von solcher Dauer, wie ihn die Welt noch niemals erlebt hat, dort die ungeheuern Heere und Flotten der Gegenwart, die doch diesen Frieden sichern sollen und ihn in der That erhalten, weil jeder, auch der mächtigste Staat den riesigen Einsatz bei einem Kriege scheut. Nationalität und Kultur widerstreiten nicht selten einander; was jener förderlich erscheint, das ist dieser oft feindlich; was die Kultur fordert, das stößt häufig auf den Widerstand nationaler Interessen. Wie ist solcher Widerspruch zu lösen? Wie weit reicht das Recht der einen und der andern Seite? Wo fängt das Unrecht an? Oder liegt etwa das Recht ganz auf der einen, das Unrecht ganz auf der andern Seite?

So viel kann jeder aus der Geschichte gelernt haben, daß der Begriff der Nationalität sehr jung, sehr modern ist, ein Begriff, der sich aus der Bedeutung des Wurzelworts, einer durch die gemeinsame Abkunft verbundenen großen Menschengemeinschaft, nicht ohne weiteres entwickeln läßt. Diese gemeinsame Abkunft und die daraus folgende Gemeinschaft der Sprache und Sitte machen allerdings die Grundlage einer Nation im modernen Sinne aus, aber sie erschöpfen keineswegs den Begriff. Hinzukommen muß die Gemeinsamkeit der historischen Erinnerungen und der sittlichen Grundanschauungen, endlich das sich daraus ergebende Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Verschiedenheit von andern Nationen und der gemeinsamen Ziele. Also ist die Nation im modernen Sinne weder eine rein natürliche, noch vollends eine künstliche, sondern eine historische Bildung; sie kann deshalb nur unter mannigfachen Schwierigkeiten, in langer Zeit und unter bestimmten Voraussetzungen zustande kommen, und sie ist erst dann ganz vollendet, wenn sie auch einen nationalen Staat, der Seele den Leib geschaffen hat; sie ist demnach selbst ein Kulturzeugnis.

Nationen in diesem Sinne sind erst in der neuern Zeit entstanden, und im Grunde fast nur in Europa. In England, Frankreich, Spanien hat erst der nationale Staat, der die verwandten Stämme zusammenfaßte, und indem er sie auf gemeinsame Ziele hinwies, ihnen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit anerkund, die Nation geschaffen; in Deutschland und Italien erwuchs umgekehrt der nationale Staat aus diesem Bewußtsein, das er nun wieder vertiefen und erweitern muß. Im ganzen Orient gibt es nationale Staaten noch heute nur im äußersten Osten, in China und Japan; sonst sind dort nicht nur Völker sondern auch Rassen meist so in- und übereinander geschoben, daß die Anwendung des Nationalitätsprinzips nicht staatenbildend sondern

staatenauflösend wirken würde, daß dort Staaten nur möglich sind in der Form der Unterwerfung der Massen unter eine herrschende ihnen stammfremde Schicht, die aber darauf verzichtet, sich die anderssprachigen Stämme innerlich zu assimilieren, sie also in ihrer Eigentümlichkeit nicht stört. So herrschen die Türken, die Russen, die Engländer, die Franzosen in Asien, so haben dort einst die Perser, die Araber, die Mongolen geherrscht, wie auf der andern Halbkugel die Spanier und Portugiesen, so müssen auch wir Deutsche heute in Afrika und in der Südsee herrschen. Dort wirkt zusammenschließend und hat von jeher dort so gewirkt nicht der Staat, sondern der religiöse Glaube, eine kirchliche Organisation, die freilich auch Stammesverwandte innerlich voneinander scheiden kann. Der Islam ist immer national völlig indifferent gewesen; wer zu ihm übertritt, der wird für die Türken noch heute gerade so gut Genosse der Herrschaft, wie er es für die Araber wurde, und trennt sich von seinen Volksgenossen. Mohammedanische und christliche, orthodoxe und katholische Albanesen stehn trotz der gemeinsamen Sprache und Abkunft einander wie fremde Völker gegenüber, und die Türken, denen Österreich Bosnien entriß, waren keine Türken, sondern der zum Islam übergetretne serbische Adel des Landes. Ebenso galt den christlichen Rajahvölkern der Türken die sie alle umschließende orthodoxe Kirche weit mehr als die Stammeszugehörigkeit, und in dem griechischen Patriarchen von Konstantinopel sahen sie alle nicht nur ihr geistliches, sondern in mancher Beziehung auch ihr weltliches Oberhaupt. Noch heute wirkt diese Anschauung nach in dem Verhältnis der Russen zu den griechisch-orthodoxen Südslawen; mögen die gebildeten Russen die Gemeinsamkeit des Stammes, das panslawistische Prinzip betonen, die Massen des russischen Volks sehen in diesen Stämmen vor allen Glaubensgenossen, denen sie Hilfe leisten müssen gegen jede Bedrückung, und denen sie in der Tat das türkische Joch vom Nacken genommen haben. Russisch und rechtgläubig fällt für sie zusammen, wie im Mittelalter dem Byzantiner griechisch und orthodox; ein echter Russe muß der orthodoxen Kirche angehören, deren Oberhaupt der Zar gerade so gut ist wie das des Staats. Wer ihr angehört und russisch versteht, der ist ihm aber auch soviel wie ein Landsmann, ein Bruder, er mag stammen, woher er will. Rußland ist ihm deshalb das „heilige Rußland,“ und jeder Krieg, der sich gegen andersgläubige Völker richtet, wird für ihn zum heiligen Kriege, wie noch der Feldzug gegen Napoleon im Jahre 1812, der es wagte, die Hand nach der heiligen Stadt, nach dem „Mütterchen Moskau“ auszustrecken.

Gerade darin zeigt sich der tiefe Gegensatz zwischen dem halborientalischen Osten Europas und dem germanisch-romanischen Abendlande, aber er ist erst wenig Jahrhunderte alt. Auch das abendländische Mittelalter kannte wohl Sprachgenossen, aber keine Nationalitäten. Es wurde beherrscht von internationalen oder besser gesagt von übernationalen geistigen Mächten. Die römische Kirche stand — und steht noch heute — über den Nationalitäten, ihre Sprache, das Lateinische, erhob sich als Weltsprache, als die Sprache des Kultus, der Kirchenverwaltung, der Schule, der Wissenschaft, des Staats über

alle Volkssprachen, die erst in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters zu literarischer Ausbildung kamen und noch bis tief in die Neuzeit hinein weder im Völkerverkehr noch in der Wissenschaft das Lateinische zu verdrängen vermochten; das deutsch-römische Reich wollte gar kein Nationalstaat sein und war auch keiner, sondern die Frieden gebietende und Frieden erzwingende Macht, die Erbin des römischen Weltreichs, das in anderer Beziehung, als die höchste Kulturmacht, von der römischen Kirche fortgesetzt wurde, und die ritterliche Sitte vereinigte die reisigen Schildträger des ganzen Abendlandes zu einer großen, nach denselben Gesetzen, in denselben Anschauungen lebenden Genossenschaft, das Gegenstück des römischen Klerus. Nur in solcher Zeit waren die Kreuzzüge möglich, Unternehmungen der größten internationalen Kulturmächte des Mittelalters, der Kirche und des Rittertums.

Und wie stand es im Altertum? Es kannte nur Stadtstaaten oder Weltreiche, keine nationalen Staaten. Eine national-politische Einheit auch nur in der Form der Föderation haben die Griechen nur einmal ernsthaft zu gründen versucht, im athenischen Reich des Perikles, aber niemals wirklich gegründet, sie zerfielen immer in zahllose πόλεις, weil für sie die Begriffe Freiheit und Demokratie zusammenfielen und der einzelne Bürger seinen Anteil an der Souveränität des Demos nur durch persönliche Teilnahme an den Volksbeschlüssen, nicht durch Vertretung, ausüben konnte. Deshalb konnten sie ihre nationale Unabhängigkeit nur so lange behaupten, als sich keine starke Macht neben ihnen erhob. Auch Rom war nur eine πόλις, ein Stadtstaat, der sich allmählich die andern Stadtstaaten Italiens und endlich der Mittelmeerländer unterwarf. An dem Versuch, diese Stadtverfassung über ganz Italien auszudehnen, d. h. allen freien Männern der Halbinsel das Bürgerrecht der Stadt Rom zu geben, ohne die Möglichkeit, es wirklich auszuüben, es sei denn in Rom, ging die Republik zu Grunde. Erst die Monarchie, die dem Unfug souveräner Volksversammlungen, wo bestechliche und ungebildete großstädtische Pöbelhaufen über die Angelegenheiten eines Weltreichs beschließen sollten, ein Ende machte, gab Italien und den Mittelmeerländern eine vernünftige und brauchbare Organisation, aber die Grundlagen des Reichs, die πόλις und im Norden der Alpen der Gau, wurden nicht zerstört; das römische Reich war gewissermaßen eine ungeheure Föderativrepublik von Stadtgemeinden, an deren Spitze mit unumschränkter Gewalt der Kaiser als Chef der Provinzialverwaltung und des Heeres stand.

Was die Griechen trotz aller Zersplitterung und aller Stadtfehden zusammenhielt, das war das stolze Bewußtsein einer überlegenen Bildung, für das Kultur und Hellenentum in einen Begriff zusammenfielen, und nur daraus, nicht aus ihrer politischen Macht, nicht aus ihrer hellenischen Nationalität leiteten sie auch das Recht ab, die „Barbaren“ zu beherrschen, ein Recht, das Aristoteles als etwas Selbstverständliches für sie in Anspruch nimmt. Nur deshalb, nicht durch politischen Zwang, nicht durch politische Zugehörigkeit wurde seit Alexander dem Großen das Griechische zur Weltsprache, eroberte die griechische Bildung die Mittelmeerländer und den weiten Osten, unterwarf sich endlich das römische Herrenvolk.

Graecia capta ferum victorem cepit et artes
Intulit agresti Latio

sagt Horaz, oder wie C. Barth, in poesievoller Nachdichtung das Original überrtreffend, die berühmte Stelle übersetzt:

Hellas, bezwungen, zwang den wilden Sieger,
Zahn vor der Schönen kniet der rauhe Krieger,
Und sie füllt Herz und Haus dem armen Wilden
Mit hoher Schönheit göttlichen Gebilden.

Was den Römer befeelte, war zunächst der Stolz auf die politische Macht; sein Selbstbewußtsein beruhte nicht auf der Abkunft, sondern auf seinem Bürgerrecht, das er bald weitherzig allen Reichsgenossen, Italikern wie Provinzialen öffnete, sobald sie sich die lateinische Bildung angeeignet hatten, und so wurde das Reich beherrscht nicht von einer geschlossenen Nationalität, sondern von einer aus sehr verschiedenen Nationen zusammengeschlossenen bevorzugten Rechtsgenossenschaft. Diese Empfindung drückt Vergil, der Dichter des jungen Weltkaisertums, in den berühmten Versen aus:

Tu regere imperio populos, Romane, memento —
Hao tibi erunt artes — pacisque imponere morem,
Parcere subjectis et debellare superbos.

Du, Römer, sei der Herr den Völkern allen,
Dein ist die Herrscherkunst, so übe sie,
Und zwing die Welt, den Frieden zu ertragen,
Dem Trostigen fürchtbar, mild den Überwundenen.

Soviel steht also fest: der Begriff der Nationalität und des Nationalstaats ist sehr jung, praktisch fast ganz beschränkt auf Europa; im größten Teil der Welt gilt er nicht und wird er niemals gelten, weil die Verhältnisse anderwärts ganz andre sind als in Europa. Und ob er hier das Ende aller Entwicklung ist? Jedenfalls ist er dem Begriff der Kultur nicht übergeordnet, nicht einmal beigeordnet, sondern untergeordnet, denn die Nationalität ist selbst erst ein Produkt der Kultur.

In welchem Verhältnis steht nun die Nationalität zur Kultur, und was ist überhaupt Kultur?

Der Ausdruck Kultur bezeichnet den Gesamtbesitz eines Volks an materiellen und geistigen Gütern, sie ist also das Ergebnis einer langen wirtschaftlichen und geistigen Arbeit. Kulturlos im vollen Sinn des Worts ist kein Volk, auch das roheste nicht; auf diesem Gebiete gibt es nur Gradunterschiede. Nun ist es wohl möglich, die materiellen Güter eines Volks auf ein andres, das ein schwächeres überwältigt hat, zu übertragen durch gewaltsame Verraubung oder allmähliche Auszugaugung, wie es oft genug geschehn ist und noch geschieht; aber schon die geistigen Kräfte, die jene Güter erzeugt haben, lassen sich nicht übertragen, und geistige Güter sind noch weniger schlechtthin übertragbar; ihre Übertragung auf ein andres Volk setzt eine lange Erziehung eben dieses Volks voraus. Politische Formen lassen sich aufzwingen, weil sie das innere Leben eines Volks nicht unmittelbar berühren; Sprache, Religion, Kunst, Sitte, Tradition wollen angeeignet, erarbeitet sein, und das ist gegen

den entschiednen Willen eines Volks niemals möglich; es ist nur dann möglich, wenn ein solches Volk sie annehmen will, weil es den Widerstand für vergeblich hält, oder weil es von den Vorzügen dieser fremden Kultur überzeugt ist, Vorzüge, die übrigens häufig genug nicht in ihrem Inhalt, sondern in einer anziehenden Form liegen. Ist aber jede Kultur das Ergebnis der Arbeit eines ganzen Volks — der vereinzelte Mensch ist oder wird immer ein kulturloser Wilder sein oder werden —, so wird sie um so reicher, kraftvoller und wertvoller sein, je kraftvoller und leistungsfähiger das Volk ist, das sie trägt, um so schwächer und von um so geringerm Wert, je schwächer und kleiner das Volk ist, aus dem sie hervorgegangen ist. Von dem Werte ihrer Kultur hängt also am Ende der Wert einer Nationalität für die Entwicklung der Menschheit ab, während ihr Recht auf eine selbständige staatliche Existenz in ihrer politischen und militärischen Kraft, d. h. in der Kraft ihres Willens ruht. Wahrhaft groß und wahrhaft wert zu dauern ist nur ein Volk, das militärisch=politische Stärke mit einer reichen und eigentümlichen Kultur vereinigt. Die militärisch=politische Kraft allein kann höchstens kurzlebige Reiche schaffen, wie die Mongolen in Asien zweimal getan haben, keine dauernden Gebilde von wirklichem Kulturwert, und die Kultur allein ohne jene verbürgt nicht die politische Selbständigkeit, wie nicht nur die Griechen, sondern auch die Deutschen bitter erfahren haben; am liebsten folgt sie der nationalen Flagge, so gut wie der Handel, der eine ihrer Lebensäußerungen ist. Ein Recht ohne die Kraft, es zu behaupten, ist unhaltbar.

Deshalb hat eine kleine, schwache Nationalität, die unfähig ist, eine selbständige Kultur aus sich zu erzeugen, weder das Recht, sich gegen eine fremde, große Kultur künstlich abzusperren, indem sie sich auf ihre eigne Sprache zurückzieht, sich gewissermaßen selbst in einen Sprachkäfig einschließt, noch vollends das Recht, diese Sprache, die nur als Verständigungsmittel Wert hat, nicht, weil sie den Zugang zu einer großen Kultur eröffnet, als gleichberechtigt ihren fremden Mitbürgern aufzuzwingen. Es mag für Tschechen, Magyaren und Slowenen bitter sein, einem kleinen Volke anzugehören, das rings von großen fremden Völkern umgeben und deshalb von ihrer Kultur innerlich trotz aller Überhebung abhängig ist; aber so lange die Sprache eines Stammes von sechs Millionen einer Sprache, die von sechzig bis siebzig Millionen gesprochen wird und die Schätze einer alten, hohen Kultur erschließt, nicht ebenbürtig ist, so lange ist es Unrecht und eine Sünde wider die Kultur, die Gleichberechtigung mit ihr in Anspruch zu nehmen und zu fordern, daß alle Bewohner Böhmens tschechisch, alle Bürger Ungarns magyarisch lernen. Wer als Deutscher diese Sprachen nicht beherrscht, der hat im Lande selbst gewisse Unbequemlichkeiten, draußen nützen sie ihm nicht das Geringste, und für seine Bildung kommen sie gar nicht in Betracht; für diese sind sie wertlos. Wer aber als Tscheche oder Magyare kein Deutsch versteht, der hat keinen Anspruch auf höhere Bildung, denn er kann eine solche nur durch Vermittlung des Deutschen erwerben, wie früher der Deutsche, Franzose, Italiener, Engländer nur durch die Vermittlung des Lateinischen. Die obern Schichten solcher Völker müssen also um ihrer selbst willen, um ihrer eignen Bildung

willen in eine fremde Kultur eingehn. In jener unberechtigten, kulturfeindlichen Forderung der Gleichberechtigung von Sprachen höchst verschiedenen Kulturwerts liegt der Grund des Nationalitätenstreits in Österreich, und nur deshalb wirkt der Sprachenzwang beinahe so gehässig wie der Religionszwang. Spätere Zeiten werden ihn genau so wenig begreifen, wie wir den Religionszwang früherer Jahrhunderte begreifen. Die Schweiz kennt ihn nicht und kennt keinen Nationalitätenhader, nicht, weil sie „frei“ ist, sondern weil hier Teile großer, innerlich gleichwertiger Kulturvölker nebeneinander wohnen, und jedem dieser deutschen, französischen und italienischen Volksgenossen, der die Sprache einer andern dieser Nationalitäten lernt, damit der Zutritt zu einer großen Kultur eröffnet wird, die kennen zu lernen sich auch dann lohnt, wenn er die erlernte Sprache nicht im alltäglichen Verkehr braucht. Wenn sich das Deutsche in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters über das ganze weite Land jenseits der Elbe und der Saale, des Böhmerwalds und der Enns, bis an den Finnischen Meerbusen und die Karpathen ausgebreitet hat, so hängt das natürlich zunächst mit der Ausbreitung der deutschen Kolonisation und mit der Begründung deutscher Herrschaft in diesen Gegenden zusammen, die das Deutsche dort auch zur Staatsprache machte, aber die Hauptsache war doch die Überlegenheit der deutschen Kultur, zu der die Sprache den Zugang öffnete, und deshalb gelangte sie auch in Ländern zur Herrschaft, die nicht unter deutschen Fürsten standen, in Böhmen, Mähren, Schlesien, dem westlichen Polen. Gewalt wurde dabei nirgends angewandt, um den Slawen die deutsche Sprache aufzuzwingen, nicht einmal der Sprachzwang der deutschen Schule, über die der mittelalterliche Staat ja gar nicht verfügte, und die heute, wo sie in den Händen des Staats ist, in unserm halb polnischen Osten den Polen zwar die deutsche Sprache beibringt, aber, wie wir schmerzlich erfahren, keineswegs die deutsche Gesinnung, den Willen, in die deutsche Nationalität einzugehn. Unter allen europäischen Völkern haben es nur die Russen an binnenländischer Kolonisation und Ausbreitung ihrer Sprache den Deutschen gleich oder noch zuvor getan, indem sie ihr im östlichsten Europa und Nordasien weite tatarische, mongolische und türkische Gebiete unterwarfen als die Bringer einer höhern Kultur. Wenn wir ihre Bestrebungen auch im Westen, in Polen, in den deutsch-baltischen Provinzen, in Finnland, auf dasselbe Ziel gerichtet sehen, so erscheint uns das leicht als Unrecht, nicht nur, weil sich diese Russifizierungspolitik auch gegen unsre eignen Volksgenossen richtet, gegen das Ergebnis unsrer eignen mittelalterlichen Kolonisationsarbeit, sondern auch, weil wir die Empfindung haben, daß hier eine höhere Kultur einer tiefer stehenden weichen soll. Immerhin dürfen wir nicht vergessen, daß die russische Kultur eine sehr eigentümliche und energische, daß sie die Kultur eines selbstbewußten großen Volks von achtzig Millionen ist, und daß die russische Sprache vom Finnischen Meerbusen bis an den Großen Ozean, vom Eismeer bis zum Hindukusch verstanden wird, also dem Deutschen, der sie lernt, ein ungeheures Gebiet erschließt.

Sollen sich nun aber etwa große Nationen mit einer selbständigen, eigentümlichen, reichen Kultur gegen fremde Kultureinflüsse abschließen im Namen

des Nationalitätsprinzips? Das ist auch in Europa unmöglich. Denn auch hier existiert zunächst kein Volk, das nicht stark mit fremdem Blute gemischt wäre; die sogenannte Rassenreinheit gibt es in Europa nicht. Die Deutschen haben im Westen eine starke keltische, im Osten eine noch stärkere slawische Beimischung, ganz abgesehen noch von dem jüdischen Zusatz; die Franzosen und Italiener haben einen reichlichen Zufluß germanischen Bluts erfahren, die Engländer sind aus einer Verbindung germanischer, romanischer und keltischer Bestandteile hervorgegangen, die Russen haben starke tatarische, also sogar rassenfremde Elemente in sich aufgenommen. Am wenigsten gemischt sind wohl die Nordgermanen, aber ihre Bedeutung für die Weltkultur ist nicht groß. Noch viel mehr fällt ins Gewicht, daß die europäischen Kulturen auf einer allen gemeinsamen Grundlage beruhen, einerseits auf der arischen Rasseneinheit, andererseits auf dem klassischen Altertum und auf dem Christentum, das ihnen allen als eine ihnen zunächst fremde Religion von auswärts, eben von den antiken Kulturvölkern als deren Erbe zugekommen ist und einen großen Teil Europas noch heute in den Formen der römischen Weltkirche vereinigt. Und niemals ist seitdem dieser Austausch der Kulturgüter unterbrochen worden. Die Germanen haben das ganze Abendland durch das von ihnen getragene Lehnswesen politisch germanisiert; die Franzosen haben das Mittelalter und seine Sitte über ganz West- und Mitteleuropa und bis Syrien getragen; die Italiener haben ihre Renaissance überallhin verbreitet und sind deshalb ein Jahrhundert lang das führende Kulturvolk gewesen; die französische Bildung, Sprache und Literatur haben fast zweihundert Jahre lang die höhern Gesellschaftsschichten ganz Europas bis nach Rußland hinein beherrscht und gerade dadurch die politische Machtstellung Frankreichs begründen helfen, wie sie umgekehrt von ihr Vorteil gezogen haben. Alle Literaturen Europas haben einander fortwährend beeinflusst, einander gegeben und voneinander empfangen. Unre eigne deutsche Dichtung hat zweimal, im dreizehnten Jahrhundert wie im siebzehnten und achtzehnten, den stärksten Einfluß der französischen erfahren, dann wieder der englischen, vor allem Shakespeares. Noch in ganz anderm Sinne ist die Entwicklung der bildenden Kunst allen Völkern des Abendlandes gemeinsam; sie gliedert sich nach großen Zeiträumen, die überall dieselben Stileigentümlichkeiten aufweisen, nicht nach den Nationen, wieweil diese nach ihrer eignen Art diese Formen eigentümlich gestalten. In derselben Zeit haben der romanische Stil, die Gotik, die Renaissance, das Barock, der Klassizismus überall in Europa geherrscht, nur durch nationale Eigentümlichkeiten und Bedürfnisse modifiziert. Niemals hat irgend ein europäisches Volk eine Kunst hervorgebracht, die der eines andern Volks so geschlossen und selbständig durch alle Jahrhunderte gegenüber gestanden hätte, wie die griechische der ägyptischen oder der babylonischen. Die Wissenschaft endlich ist immer international gewesen und ist es heute mehr als je.

Solchen Tatsachen gegenüber ist der überspannte „Nationalismus,“ wie man wohl heute sagt, und wie er, als eine zu weitgehende Reaktion gegen die frühere Schwäche des Nationalbewußtseins, gerade auch in Deutschland auftritt, unberechtigt und kulturwidrig. „Das aufdringliche Pochen auf die eigne

Nationalität hat nie und nirgends wahres Leben erschaffen, oft Leben getötet.“ Ergänzen sollen die europäischen Völker einander, sich nicht abschließen. Uns formlosen Deutschen tut die Anschauung südländischer Schönheit ebenso not, wie den Südländern deutscher Ernst und deutsche Tiefe. Und wozu müßte die konsequente Verfolgung nationalistischer Tendenz schließlich führen! Wenn unsre Kunst ganz und gar national sein, alle „fremden“ Einflüsse ablehnen wollte, dann müßte sie zu dem altgermanischen Blockhaus, zu den geschnitten und bemalten Truhen der Bauernstube zurückkehren. Wenn unsre Dichter streng national sein wollten, dann müßten sie an das Hildebrandslied und die Nibelungen anknüpfen und die gestaltlosen, schattenhaften Götter der germanischen Urzeit wieder einführen, von denen wir nicht viel mehr wissen, als die Namen und einzelne Züge; so früh sind die Kultureinflüsse der Mittelmeerländer in unserm Volke mächtig geworden. Ebenso unsinnig, aber viel gefährlicher, weil ernster sind die Bestrebungen ähnlicher Art auf dem Gebiete des höhern Unterrichts, die unter den billigen, tönenden Schlagworten „national,“ „modern,“ „praktisch“ mit großem Geräusch und nicht ohne Erfolg auftreten, denn wer möchte nicht „national,“ „modern,“ „praktisch“ sein! Diese „Reformer“ wollen weniger die modernen fremden Kulturelemente, die unsre höhere Bildung in sich aufgenommen hat und verwertet, wieder ausstoßen — im Gegenteil, diese sind ja „modern“ und „praktisch“ —, als vielmehr diese Bildung von ihrer alten Grundlage, dem klassischen Altertum, möglichst losreißen. Das Altertum ist ja nicht nur unleugbar etwas Fremdes, sondern rückt uns auch in immer größere Zeitenferne, und es wird doch auch in seinen Leistungen von unsrer (deutschen) Gegenwart unendlich weit übertroffen. Jede deutsche Kompagnie, heißt es, tut es dem Leonidas gleich, und in der Wissenschaft wie vollends in der Technik waren die Griechen, mit uns verglichen, Kinder. Das ist alles ganz richtig, und doch ist der Schluß daraus so falsch wie möglich.

Der Wert des Altertums, und besonders des griechischen Altertums, ist deshalb unvergleichlich und also unvergänglich, weil es niemals sonst eine solche Kultur gegeben hat und wieder geben kann. Sie ist zeitlich abgeschlossen, in ihrer Entwicklung typisch, unendlich reich und vor allem ursprünglich. Die Griechen haben die europäische Menschheit zuerst von den Göttertragen des Orients befreit und ihre Götter zu sittlichen Wesen, in ihrer Erscheinung zu schönen, idealen Menschen gemacht, sie haben die grundlegenden Bauformen gefunden, ohne die keine spätere Kunst ausgekommen ist, sie haben zuerst alle Gattungen der poetischen und der prosaischen Darstellung aufs reichste durchgebildet und mit dem tiefsten Inhalt, den Taten und Empfindungen wahrer Menschen, erfüllt; sie zuerst haben frei, ungebunden durch Konvention und Tradition, zu denken gewagt und damit die Wissenschaft geschaffen, an die dann anderthalb Jahrtausende später die moderne überall anknüpfen mußte, sie haben alle Formen des Staats und der Gesellschaft durchgebildet und sich ehelich bemüht, als die ersten, sie nach dem, was Vernunft und Sitte zu fordern schienen, zu ordnen, die Freiheit des Einzelnen mit der Allgewalt des Staats, der als solcher vor allem Macht ist, zu versöhnen; sie haben endlich

in ihren edelsten Vertretern nicht nach dem äußerlich Möglichen gestrebt, sondern nach dem Guten und dem Schönen und so zuerst die freie, auf sich selbst ruhende Persönlichkeit ausgebildet. Darin liegt der Wert des Altertums, darin sein Recht, die eine Grundlage unsrer höhern Bildung auch heute noch zu sein und zu bleiben, nicht, weil es uns Vorbilder liefert, sondern als eine einzige historische Erscheinung, als die historische Grundlage unsrer Kultur.

Wer diese Bildung von dieser Grundlage losreißen will, wer sie und unsre ganze Kultur auf eine rein „nationale“ Basis stellen will, der will sie von ihrer eignen Geschichte losreißen, der handelt also unhistorisch und revolutionär, der faßt den Begriff des Nationalen viel zu eng, also falsch. Denn national ist alles, was unsre Kultur im Laufe der Jahrhunderte wirklich in sich aufgenommen hat, es mag gekommen sein, woher es will. National deutsch sind Parzival und die Nibelungen, die Epistolae obscurorum virorum und Sebastian Brants Narrenschiff, Goethes Iphigenie und Faust, Albrecht Dürer und Rafael Mengs, Asmus Carstens und Moritz von Schwind, die Walhalla und der Kölner Dom, denn durch das alles weht doch deutscher Geist. Wie arm würden wir werden, wenn wir alles, was die Kenntnis fremder Kulturen voraussetzt, nicht mehr verstehn könnten, wenn unsre Gebildeten dereinst so „national“ würden, daß ihnen Goethes Tasso oder Schillers „Gleusisches Fest“ als etwas Fremdartiges erschiene! Dann müßten sich ernste Männer mit Widerwillen von Bestrebungen abwenden, die unter der Flagge des „Nationalen“ uns edle Güter entreißen und uns zu Barbaren machen würden. Eine höhere Bildung ist nun einmal ohne Kenntnis fremder Kulturen und ihrer Sprachen heute nicht möglich, und unser deutsches Bildungsideal muß doch die Verbindung der Pflege nationaler Art mit dem Altertum auf dem sittlich-religiösen Boden des Christentums bleiben. Ein starkes, selbstbewußtes Volk wird durch Aufnahme fremder Kulturgüter nicht schwächer, sondern reicher und stärker, nur ein schwaches, widerstandsunfähiges kann daran zu Grunde gehn. Daß wir ein solches sind, dieses Armutzeugnis werden wir Deutschen uns doch wohl nicht selbst ausstellen wollen. Nicht fremde Kultureinflüsse gefährden die eigne Nationalität, sondern die Schwäche des Nationalbewußtseins, die nationale Charakterlosigkeit.

